

Zwischen Kochtopf und Wischmopp

Weshalb tut sich die Gesellschaft so schwer damit, Hausarbeit wertzuschätzen oder zu honorieren? Ein Buch gibt Einblicke – und Visionen.



Bild: Getty

Annika Bangerter

Die einen nehmen ihre Böden drei Mal pro Woche auf, die anderen einmal im Monat. In einigen Haushalten existieren keine Bügeleisen, während es in anderen auf einer Dampfstation einen eigentlichen Thron hat. Und während bei den einen Familien Stocki mit Fleisch und Zwiebeln an einer aufgewärmten Bratensauce als selbst gekocht gilt, bezeichnen andere dasselbe nur so, wenn sie die Kartoffeln eigenhändig gestampft und das Tomatenpüree mit der Bouillon in eine Bratensauce eingekocht haben.

Haushalten, Sauberkeit und Ordnung sind keine festen Größen. Sie sind von subjektiven Vorstellungen geprägt. Teilweise hängen sie auch von den Umständen oder den zeitlichen Verfügbarkeiten ab. Das haben Heidi Kronenberg und Samuel Geiser erlebt. Bis zu ihrer Pensionierung waren die beiden im Journalismus tätig. Inzwischen staunen sie, wie sie all die Hausarbeiten neben ihren Jobs bewältigen konnten.

Ihr Blick fürs Haushalten habe sich geschärft, schreiben die beiden in ihrem neuen Buch «Küchengespräche»: «Wir stehen länger und lustvoller am Herd, üben uns im stressfreien Einladen von Gästen, nehmen schmutzige Fensterscheiben und vereiste Kühlschrankschrankwände wahr, haben endlich Zeit und Musse, Büchergestelle zu entstauben und Schränke auszumisten.»

Die beiden belassen es aber nicht bei sauberen Fenstern. Sie fragen nach. Bei Familien, bei Singles, bei WGs – und porträtierten deren Haushalte. Sie blicken in die Gegenwart, in die Vergangenheit und in die Zukunft. Dafür fragen sie unter anderem bei Historikerinnen, Ethikern oder Soziologinnen nach: Weshalb

tut sich die Gesellschaft so schwer damit, Haus- und Familienarbeit wertzuschätzen? Weshalb ist sie mehrheitlich Frauen-sache? Und wie gelingt eine gerechte Aufteilung?

Die Diskussionen sind nicht neu. Bereits 1910 schrieb die Schweizer Frauenrechtlerin Betty Farbstein: Frauen müssten entweder von der Erwerbsarbeit entlastet oder für die Hausarbeit bezahlt werden. Ihre Lösung: Gemeinschaftsküchen mit Köchinnen und Hausarbeiterinnen, die für ganze Wohnblöcke zuständig sind. Dadurch sollte ermöglicht werden, worüber bis heute gerungen wird: Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Aus Farbsteins Forderung wurde nichts. Vielmehr zementierten sich die Geschlechterrollen, weshalb die Frauenbewegung in den 1970er-Jahren einen Lohn für Hausarbeit forderte.

Als Mädchen mehr Handarbeit hatten als Buben

Dabei ist die strikte Arbeitsteilung zwischen auswärts arbeitenden Männern und haushaltenden Frauen ein eher neueres Phänomen. Gemäss der Historikerin Elisabeth Joris setzte es sich mit der Industrialisierung ab 1850 durch. Zuvor seien Mann und Frau gemeinsam für das Überleben der Familien verantwortlich gewesen. Der Mann sei zwar für alles Amtliche zuständig gewesen, aber Gewerbe, Landwirtschaft und Heimarbeit waren zu einem Nebeneinander verwoben. Zudem waren die Familien durchmischte: Es gab Knechte, Dienstmädchen sowie helfende oder pflegebedürftige Angehörige, die zur Gemeinschaft gehörten.

Das änderte sich mit der Industrialisierung, die zur Doppelbelastung der Fabrikarbeiterinnen führte. Die männerlastigen Gewerkschaften hätten in der Folge die Haus- und Familien-

arbeit schlicht nicht bedacht, sagt Joris. Sie machten sich für acht Stunden Arbeit, acht Stunden Musse und acht Stunden Schlaf stark. «Und wer schafft die Musse?», fragt Joris rhetorisch. Das bürgerlich-konservative Familienmodell setzte sich durch. Und mit ihm auch geschlechterspezifische Lehrpläne in der Volksschule.

Mädchen mussten das Fach Hauswirtschaft besuchen, während die Buben zusätzliche Lektionen in Mathematik und Sprachen erhielten. 1967 analysierte der Bund Schweizerischer Frauenvereine die Lektionen der Volkshochschulen nach Geschlecht. Dabei zeigte sich, dass die Mädchen in der obligaten Schulzeit bis zu 1000 Stunden mehr Handarbeit und 120 Stunden mehr Hauswirtschaft hatten als die Buben. Stunden, die ihnen in allen anderen Fächern abgezockt wurden. Erst 1981 beseitigte die Einführung des Gleichstellungsartikels in der Schweizer Bundesverfassung diese Ungleichheit.

Eine Aufwertung der Haus- und Familienarbeit fand jedoch nicht statt. Sozialethiker Christof Arn hat vor rund 25 Jahren als alleinerziehender Vater dreier Kinder seine Dissertation zur «HausArbeitsEthik» geschrieben. Er kritisierte darin unter anderem die Unvereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit und die Ungleichverteilung zwischen den Geschlechtern. Um dies zu ändern, erarbeitete er einen Katalog mit fünfzig Massnahmen – etwa die Förderung von Identitätsbildungen, bei denen der Erwerb keine Rolle spielt, einer Quote von Hausfrauen und Hausmännern in politischen Ämtern oder ein arbeitsfreier Tag für ebendiese.

Mit Blick auf seine damaligen Massnahmen bilanziert Arn: «Wir sind in vielem noch nirgends.» Für die Zukunft sieht

er allerdings in der künstlichen Intelligenz eine Chance. Indem viele Tätigkeiten von Maschinen erledigt werden, bleibe die Haus-, Familien- und Care-Arbeit, die noch Verbundenheit, Identifikation und Beheimatung biete. Vor diesem Hintergrund sagt Arn: «Ich glaube, die Menschen werden den Haushalt noch entdecken.»

Ein Buch, das Visionen zusammenträgt

Was sich künftig trotzdem nicht ändern dürfte: Leben zwei oder mehr Menschen zusammen, ist das Haushalten immer auch ein Aushandeln. Es geht um die Aufgabenverteilung, aber auch um (Minimal-)Standards, sodass sich alle einigermaßen wohl fühlen. Im besten Fall einigt man sich auf Kompromisse, im schlechteren kreist man um die stetig gleichen Konfliktpunkte.

So sagt eine porträtierte Bernerin und zweifache Mutter: «Man muss einfach beim Haushalten aushalten, dass in der Küche nicht immer die Ordnung herrscht, die man gerne hätte.» Ihr Partner entgegnet: «Das hätte ich jetzt genauso sagen können. Gewisse Ablageflächen in der Küche wünschte ich mir immer frei, zum Beispiel die vor dem Kompostimer.»

Das Autorenteam hat verschiedensten Privatpersonen zugehört: dem Hausmann, der den Mental Load trägt. Der feministischen Aktivistin und dreifachen Mutter, die trotz 60-Prozent-Pensum finanziell von ihrem Mann abhängig ist. Oder der Bauersfamilie, die sich fragt, wo beginnt eigentlich der Haushalt und wo hört er auf?

Diese insgesamt zwölf Küchengespräche mit Bildern der Fotografin Yoshiko Kusano geben intime Einblicke, ohne zu urteilen. Mit den Einordnungen von 17 verschiedenen Expertinnen und Experten schaffen Kro-

nenberg und Geiser ein Buch, das nicht bloss abbildet, sondern auch Visionen zusammenträgt. Etwa ein solidarisch finanziertes Bildungs- und Betreuungsangebot für Kinder von 0 bis 18 Jahren, eingebunden ins Schulsystem. Eine Care-Steuer für Unternehmen, um die Kinderbetreuung zu finanzieren. Oder eine Stadt der kurzen Wege, in der auch Menschen mit Rollstuhl sämtliche Besorgungen in einer Viertelstunde erledigen können.

Eindrücklich schildern Kronenberg und Geiser hingegen das Erleben von Isabel Zubieta. Die Putzfrau, die darauf besteht, so genannt zu werden, und die sagt: Die Gesellschaft scheinere keinen Bedarf zu haben, die Putzarbeit aufzuwerten. «Weil viele immer noch meinen, putzen könne jede und jeder, Putzen sei eigentlich gar keine Profession.» Sie staune über gewisse Kundinnen und Kunden, die meinen, sie wüssten es besser als sie. «Wer redet einem Sanitärinstallateur oder einem Elektriker ins Handwerk? Niemand.»

Zubieta sagt, sie erwarte, als Fachperson ernst genommen zu werden. Ihre Beziehungen führt sie auch privat auf Augenhöhe. Bei ihr zu Hause putzen alle. Ihr Mann, sie und ihr Sohn. Schliesslich würden alle drei ausser Haus arbeiten, sagt Zubieta, und fügt an: «Wollt ihr mir die ganze Hausarbeit zuschieben, dann mache ich das – aber nur gegen Bezahlung.»



Heidi Kronenberg, Samuel Geiser, Yoshiko Kusano: «Küchengespräche. Wer kocht, putzt, wäscht und tröstet?», Rotpunktverlag, 2024, 296 Seiten.

Gibt es doch mehr als eine Methode gegen Wespen?

Bruno Knellwolf

Die Wespen erleben gerade ihre beste Zeit. Die reifen Früchte bieten viel Nahrung, denn jetzt müssen die Wespen für die Jungköniginnen viel zuckerhaltige Nahrung herbeischaffen. Da reizt alles, was süss ist. So sind die ungebetenen Gäste zurzeit oft am Tisch. Was hilft gegen die Wespenplage am Mittagstisch, fragten wir uns letzthin und erklärten, dass nur eine Methode wirklich helfe: Wenn man die Speisen und Getränke abdeckt. Der verführerische Duft bleibt unter dem Deckel und zieht keine Wespen an. In der Praxis ist das aber nicht einfach, weil sich Teller schwer abdecken lassen.

Leser glauben an ihre Methoden

Es gebe doch weitere Methoden, haben uns Leserinnen und Leser geschrieben. Die Tipps geben wir – allerdings unerprobt – gerne weiter: Ein Leser aus Luzern hängt einen zerknitterten braunen Papiersack auf, der imitiert ein Hornissenest und hält die Wespen fern. Als zweite Massnahme empfiehlt er gegen renitente Wespen den Wasserzerstäuber. Die Wespen trocknen darauf ihre Flügel und verlassen den Tatort – sobald sie wieder fliegen können – zielstrebig.

Diese Methode empfehlen auch weitere Leser. Einer schreibt: «Die Wespen empfinden dies als Regen, sie meiden ihn tunlichst und fliehen sofort. Eine gänzlich unschädliche und natürliche Methode.» Ein Kommentierender sagt, zusätzlich stelle er neben dem Wasserzerstäuber auch eine Räucherspirale beim Essen auf. Die funktioniere tiptopp.



Eine Wespe (*Vespa germanica*) macht sich über das Essen her.

Bild: Andreas Häuselbetz/Getty

Zur Deeskalation rät ein anderer: «Wespen, Hornissen und Bienen muss man nicht verjagen, man muss sich mit ihnen arrangieren.» Das fange damit an, dass man nicht in Panik gerate, wenn sich ein Insekt auf einem Menschen niederlässt. «Sie stechen nämlich nur, wenn sie sich bedroht fühlen.»

Einen Waffenstillstand fordert ein anderer: «Wir hatten jahrelang ein Wespennest im Badezimmerfenster. Wir kannten die Wespen und sie kannten uns. Ich wurde kein einziges Mal gestochen, die Kinder jedes Jahr einmal im Spätsommer.» Da ist einer anderer Meinung: «Ich habe dieses Jahr gelernt, dass Angriff die beste Verteidigung ist. Ein Schlag mit der Hand oder einer Zeitung in der Luft und sie verschwinden.»